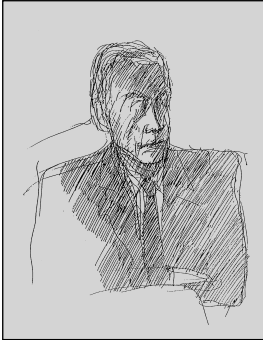


Piotr Skubiszewski

Dreihundert Tage in Berlin



Geboren 1931 in Borzykowo (Provinz Großpolen). 1949–54 Studium der Kunstgeschichte an der Universität Posen. 1958 Promotion (*Die Grabplastik des Veit Stof*). 1965 Habilitation (*Der Becher von Włocławek, Studien über die orientalischen Einflüsse in der Kunst des frühen Mittelalters*). 1953–64 Assistent, dann Oberassistent an der Universität Posen. 1967 Dozent, 1973 Professor für Kunstgeschichte des Mittelalters am Kunsthistorischen Institut der Universität Warschau (bis heute). 1981–99 Professor für Kunstgeschichte des Mittelalters an der Université de Poitiers (Centre d'Etudes Supérieures de Civilisation Médiévale). 1966 Gastprofessor an der Uppsala University und 1975 an der University of Kansas, Lawrence, Kansas. Vorlesungen an mehreren Universitäten, u.a. Lund University, University of London (Courtauld Institute of Art; Warburg Institute), University of East Anglia, Norwich, Princeton University, Yale University, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Freie Universität Berlin, McGill University Montréal, Université des Sciences Humaines, Straßburg II, Université catholique de Louvain, Université de Genève, Tel Aviv University. 1994 Dr. h.c. Katholische Universität Lublin. 1998 korrespondierendes Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Über 160 Arbeiten auf den Gebieten gotische Plastik, frühmittelalterliche und romanische Goldschmiedekunst, romanische Miniaturmalerei, Ikonographie der mittelalterlichen Kunst und Methodologie der Kunstgeschichte (Schrifttumsverzeichnis: *Iconographica*, Poitiers 1999). – Adresse: ul. Karowa 18 A m. 21, 00-324 Warszawa, Polen.

Wenn ich heute, ein paar Wochen nach meiner Rückkehr nach Warschau, auf meinen dreihundert Tage dauernden Aufenthalt im Wissenschaftskolleg zu Berlin zurückblicke und mich frage, was für mich in jener Zeit das Wichtigste, das Ergreifendste war, dann erscheinen in meinem Gedächtnis

zwei miteinander konkurrierende Realitäten: das Wissenschaftskolleg selbst und die Stadt Berlin. Es mag seltsam klingen, daß an dieser Stelle meine Forschung, das Hauptziel meiner Reise nach Berlin, nicht im Vordergrund steht. Doch war mein Arbeitsumfeld, die tägliche Gedankenarbeit von der Atmosphäre des Lebens im Grunewald entscheidend geprägt.

Jeder von uns Forschern lebt in einem Elfenbeinturm. Ich denke dabei nicht an eine Weltabgeschiedenheit der Wissenschaftler. Die ist in Wirklichkeit nie sehr stark, und wir werden immer wieder und oft sehr heftig an unsere Zugehörigkeit zu diesem Erdental erinnert. Viel gravierender, und für unser Erkenntnisvermögen bestimmt nachteilig, ist unsere Unfähigkeit, die sachlichen und methodologischen Grenzen der eigenen Disziplin zu überschreiten. Ich selbst habe mich vor Jahren mit der Methodologie der Kunstgeschichte beschäftigt und dabei versucht, die anderen Geisteswissenschaften ein wenig kennenzulernen. Es konnten aber nur flüchtige Versuche sein. Man kann in „fremde“ Gebiete der Wissenschaft nur dann eindringen, wenn man sie selbst als Forscher aufsucht. Das ereignet sich selten, obwohl es solche Fälle gibt. Eine der einflußreichsten Persönlichkeiten der polnischen Geisteswissenschaften in der Vor- und Nachkriegszeit, Wladyslaw Tatarkiewicz, war Philosoph, auch Historiker der Philosophie und der Ästhetik, zugleich aber ein hervorragender Kunsthistoriker, der die Klassizismus-Forschung in meinem Lande stark geprägt hat. Heute, in der Zeit der sich schnell entwickelnden Spezialisierungen und des ungeheuren Anwachsens des Schrifttums, wäre es schwer, zwei so verschiedene Bereiche zu beherrschen. Können wir aber wirklich unser Feld gut bestellen, ohne einen Blick auf den Acker der Nachbarn zu werfen?

In dieser Hinsicht bedeuteten für mich die Dienstagskolloquien des Wissenschaftskollegs eine Öffnung in eine Richtung, die ich schon seit Jahren einschlagen wollte, aber immer wieder vor mir herschob. Das Wissenschaftskolleg bietet die ungewöhnliche Gelegenheit, die besten Spezialisten aller Zweige der Geisteswissenschaften zu hören. In der Wallotstraße kreuzten sich die Ansichten und Denkartens so verschiedener Gebiete wie Ägyptologie und Politikwissenschaft, Linguistik und Anthropologie der zeitgenössischen Gesellschaft und dies nicht nur während der allwöchentlichen Seminare, sondern auch in den unzähligen Gesprächen der Fellows. Es war genau die intellektuelle Bereicherung, die man braucht, um seinen Horizont zu erweitern. Das bedeutet nicht, daß man in seinem Forschungsgebiet die Methoden der anderen anwenden kann oder möchte. Ich glaube, daß sich der Blick auf die Nachbarwissenschaften auf die eigene Denkweise nur sehr zart und oft unbemerkt auswirkt. Man ist dadurch leichter im Stande, mehr Distanz zum Gegenstand der eigenen Untersuchungen zu wahren und die eigenen Forschungsergebnisse in

einer Form darzustellen, die genug Raum für unterschiedliche Denkweisen läßt.

Gleichzeitig wird man bemerken, und diese Einsicht hat mich stets während der Diskussionen im Kolloquienraum des Wissenschaftskollegs begleitet, wie schwer es ist, eine Brücke zwischen den Geschichtswissenschaften und den Geisteswissenschaften, deren Gegenstand noch „lebt“ und noch keine endgültige Gestalt angenommen hat, zu bauen. Oft hatte ich den Eindruck, daß es dem Soziologen, dem Politologen, dem Linguisten oder dem Rechtswissenschaftler viel leichter fällt, über die Vergangenheit zu sprechen, als dem Historiker, sich über die Gegenwart zu äußern.

Und nun der großartige Hintergrund jener dreihundert Tage: Berlin. Eine Metropole, die ihre ganze Geschichte auf dem Antlitz trägt. Hier haben Macht, Reichtum und Wohlstand, dann Zerstörung, Teilung, Wiederaufbau und der Jammer der Diktatur ihre dauerhaften Spuren hinterlassen. Hier ist auch der morgige Tag, der unbekante, schon sichtbar. Für einen Kunsthistoriker war es faszinierend, diese Vergangenheit und dieses werdende Jetzt aus dem Stadtplan, von den Bauten, Denkmälern, Sammlungen, sogar von den Büros und Privatwohnungen abzulesen. Berlin war mir schon seit Jahren bekannt. Zuerst, 1965, die östlichen Stadtteile, dann im Jahr darauf auch das, was der tüchtige Bürger einer Volksdemokratie eigentlich nicht sehen sollte, und was die Sprache des Arbeiter- und Bauernstaates als Westberlin bezeichnet hat. Später kamen mehrere Reisen in die beiden Teile Berlins, Tagungen, Vorträge, Begegnungen mit Kollegen, endlich Freundschaften. Meine Berliner Kollegen und Freunde, Dietrich und Lieselotte Kötzsche, Otto von Simson und Victor H. Elbern, später Reiner Hauss herr, Robert und Gude Suckale zeigten mir die westlichen Teile der Stadt, seine neuen Bauten und Museen. Begeistert beobachtete ich, wie sich alles in Freiheit entwickeln konnte, obwohl diese Freiheit stets bedroht war. Mit Freude sah man, wie nicht nur auf öffentlichen, sondern auch auf privaten Grundstücken ein vernünftiger Wiederaufbau betrieben wurde, der zugleich zur Erhaltung der Stadtanlage beitrug. Es war dagegen ein Grausen zu sehen, wie in Ost-Berlin aus Trümmerfeldern kalte, steinerne Wüsten entstanden. In den Augen des Kunsthistorikers trennten sich mehr und mehr die beiden Teile desselben städtischen Erbes voneinander, und die Unterschiede wurden oft zur Kluft. Für mich als Pole war ein solcher Prozeß nur allzu vertraut. Die hundertdreißig Jahre dauernde dreifache Teilung Polens ist, obwohl sie 1918 beendet war, bis heute noch nicht ganz überwunden.

Selbstverständlich ist Berlin für ein Mitglied des Wissenschaftskollegs vor allem eine wunderbare Stadt der Bibliotheken, der Museen, der Theater und Konzerthäuser, ein Ort, wo man nicht weiß, an welcher Abend-

veranstaltung man zuerst teilnehmen soll. Wenn man aber aus einem mittel- oder osteuropäischen Land kommt, dann wird man sofort von der neuesten Geschichte ergriffen, die hier so allgegenwärtig ist, wie in keiner anderen europäischen Stadt. Nicht einmal wenn man durch die bezaubernden Parkanlagen des Grunewalds wandert, kann man dieser Geschichte entgehen.